

**B**eachtenswert waren auch die Neuerungen bei den Fliegenrollen: Die „Automatics“ kamen auf! Doch Probleme waren von vorneherein abzusehen. Die zusätzliche Mechanik brachte ein erheblich größeres Gewicht mit sich und Automatikrollen der unteren Preislagen wurden, um es vorsichtig zu formulieren, allgemein weniger gut beurteilt. Die in der Preisspitze mögen überzeugt haben.

Aus eigener Erfahrung kann nur über ein Mittelpreis-Modell berichtet werden, die weniger bekannte Ocean-City-Rolle aus den USA. Dem Nachteil ihrer Schwergewichtigkeit standen einige Vorteile gegenüber.

Was macht man denn mit den gerade nicht benötigten Schnurlängen? Man schleift sie halt am Boden mit, über Stock und Stein und durch Dornengestrüpp. Und unabsichtlich trampelt man auf ihnen auch herum. Das tut keiner Schnur gut, ob noch aus Seide oder schon aus Plastik. Eine Automatikrolle jedoch, mit guter Federkraft, löste das Problem nach einem minimalen Druck auf den optimal plazierten Hebel ...

Für ordentlich veranlagte Menschen ist dies freilich kein überzeugendes Argument. Und die traditionellen Rollen haben sich ja auch während der „Automatic“-Ära behauptet und dann wieder Terrain gewonnen.

**R**evolutionär die Entwicklung bei den Fliegen-schnüren! Sie wurde durch ein neues Klassifizierungsschema auf der Grundlage einer Buchstabenfolge eingeleitet. Nun gab es DT-Schnüre in „HEH“ – nach heutiger Definition ca. Klasse 4. Details zu diesem Thema lassen sich nachlesen bei Charles Ritz „Erlebtes Fliegenfischen“ (1. Auflage, Rüslikon-Zürich 1956, S. 94 ff).

Man hatte damals die Wahl zwischen einer DT-Seidenschnur der Firma Hardy, Farbe „Mahogany“, und einer amerikanischen, vorgeblich stets selbstschwimmenden „Balloon“-Schnur aus Synthetikmaterial.

In Verbindung mit meiner „Parabolic Suprême“ war die Seidenschnur nicht zu schlagen. Die ersten Synthetikschnüre hatten zwei problematische Eigenheiten:

Erstens handelte es sich optisch nicht um DT- sondern um Parallelschnüre. Nach entsprechenden Reklamationen wurde alsbald verbreitet: Entgegen ihrem äußeren Eindruck seien diese Schnüre tatsächlich DT-Schnüre, nur sei deren Taper „innerlich“ bei der Anordnung der den Auftrieb verleihenden Gasbläschen realisiert worden ...

Selbst wenn dies schon damals physikalisch – und auch produktionstechnisch – möglich gewesen sein sollte: Es blieb das Problem des Schußvermögens. Das bezog sich bei diesen Leinen höchstens auf ihren dickste DT-Teil (Bauch), keineswegs auch auf ihre Spitze.

Zweitens hatten die neuen „Balloon“-Schnüre eine sehr harte, glatte Oberfläche. Sie gab ihnen eine Gleitfähigkeit, die vor allem beim Einkurbeln lästig war: Bei etwas zu wenig Schnur vor dem Spitzenring rasselte dieser Leinenrest samt Vorfach sofort zurück, bis die Fliege im Spitzenring hing.

**U**ngelöste Ausstattungsprobleme gab es damals auch noch beim Watzeug. Verfügbar waren nur Allzweckstiefel des Typs „Kanalarbeiter“. Mit einem simplen Fußbett und im Knöchelbereich ohne jeden Halt. Nur wenig Halt am Gewässergrund bot auch die Gummisohle dieser Stiefel. Lange Zeit hindurch war das der schwächste Ausrüstungsteil.

Herrn Schrader kam eines Tags die rettende Idee: Er ließ von seinen Lieferanten an normale Gummistiefel Verlängerungen und Laschen mit Ösen anulkanisieren und erreichte mit seinen modifizierten Stiefeln einen Tragekomfort, der sich für mich als eine Wohltat erwies.

Die akzeptable Problemlösung konnte erst in jüngerer Zeit vorgestellt werden, denn auch aus England importierte Watstrümpfe und -schuhe konnten zu jener Zeit den Käufer nicht überzeugen. Das Photo aus dem Jahr 1957 eilt den heutigen Verhältnissen und Möglichkeiten jedenfalls weit voraus.

**D**ie Döbel der Wupperstrecke fielen damals insoweit nicht aus dem bergischen Rahmen, als auch sie spezifische Eigenheiten besaßen. Der örtliche Schwarzfischer, mit dem ich mich zu arrangieren

schies, so schoß der mit hoher Geschwindigkeit auf sie zu, stoppte kurz, begleitete sie kritisch ein Stück stromab und nahm sie – wenn überhaupt – im Zeitlupentempo. Ausgesprochen vernünftig diese Taktik für den Fisch! Denn es ist mir aus diesen Jahren mit zahlreichen Fängen nicht ein Fisch in der Erinnerung, der mit der Löseschere vom Haken hätte befreit werden müssen.

Die im Grundsatz gleiche Angriffstaktik verfolgten die Döbel bei Niedrigwasser, dann jedoch mit reduziertem Tempo und einer eher enttäuschenden Schlußphase: vorsichtiges Anknabbern der Hecheln und Abdrehen.

Für die entnommenen Exemplare fanden sich stets dankbare Abnehmer. Zunächst waren es die Hühnerhalter, die den Fisch als bevorzugtes Futter für ihre Tiere entdeckten. Niemand hätte sich seinerzeit ein Urteil darüber erlaubt, ob das nun eine „sinnvolle Verwendung“ sei oder nicht.

Später zog eine vielköpfige Familie, Vertriebene aus Ostpreußen, in den Ort ein. Für sie waren Döbel eine Delikatesse – einerseits wegen der Kochkünste der Hausfrau, andererseits weil jede Döbelmahlzeit ein Stück Erinnerung an die alte Heimat aufleben ließ. Dem Fischer genügte es, bei der Anlieferung einer großen

# schon länger unterwegs

## LEBENS LINIEN

### Teil 3

PROF. DR. RAIMUND MAUER

Fotos, sofern nicht anders angegeben: Autor.

Becken unterhalb des Turbinenschachts war dann auch für weniger sensible Naturen erschreckend.

In der kritischen Auseinandersetzung mit diesen Vorgängen wurde die Frage nach Herrn Stöffelmaiers „Menetekel“ vom Walchensee akut. Waren etwa diese Einzelereignisse an der Wupper das ganze Unheil, für das jenes ferne Revier das drohende Zeichen sein sollte? War da nicht Panikmache im Spiel? Wasser und Gewässer gab es doch genug in Bayern, Nordrhein-Westfalen, in Deutschland, in Europa.

Hier schieden sich die Geister. Quantitativ und qualitativ hinreichende Unterlagen zu einer fundierten Sachdiskussion fehlten – und fehlen mancherorts bis heute. Was in der Erinnerung und in wenigen Publikationen existent und verwertbar ist, das betrifft einige markante Ereignisse aus der Vergangenheit.

**Z**u Beginn der 50er Jahre kamen aus Tannheim Horrormeldungen. Offenbar waren Marshallplan-Gelder in das Tal geflossen und dazu ein-

ren hatte, wählte als „absolut zuverlässigsten Köder“ z.B. kleine Stücke von Salzheringen, wie sie im Nordsee-Laden über die Theke gingen ...

Der Einsatz der Fliegenrute, nasser Fliegen sowie der um diese Zeit erstmals aufkommenden Nymphen-Muster erbrachte immerhin zwei der restlichen Wupper-Bachforellen – doch keinen einzigen Wupper-Döbel. Viele interessierten sich zwar für den Köder, drehten jedoch regelmäßig ab ...

Da blieb nur noch die bis dato seltener gefischte Trockenfliege als Ausweg. Und auf die waren die bergischen „Dickköpfe“ tatsächlich scharf. Unter Anwendung der „trial-and-error“-Methode fand ich schließlich heraus, mit nur zwei Fliegenmustern auszukommen. Zu Beginn der Wupper-Saison war eine Schradersche Steinfliege erfolgreich, mit zunehmender Erwärmung der Luft und des Wassers machte dann die Tup's das Rennen.

Wie jeder erfahrungsuchende Fliegenfischer knüpfte ich damals auch einige weitere Muster an. Doch diese waren bald zur Verwendung an anderen Gewässern zu reservieren.

Die Döbel standen stets in kleinen Schwärmen im Fluß, bei höherer Fließgeschwindigkeit die jeweils größten Exemplare vorn, in Erwartung anschwimmender Nahrung. Geriet die Fliege ins Blickfeld eines Fi-

Portion Döbel in strahlende Gesichter sehen zu können – was die Fische unbezahlbar und die Verwertung einmalig sinnvoll machte.

**O**bschon die entnommenen Fänge unmittelbar in den Nahrungskreislauf gelangten, also nicht etwa in ein EU-Lagerhaus, waren wir auch in unserer ökologischen Oase mit einem Problem konfrontiert: Wie ist kosten- und gewinnorientiertes Wirtschaften moralisch zu vertreten, wenn dabei tierisches Leben nutzlos und eindeutig quälend geopfert wird.

So z.B. beim Betrieb des Kleinkraftwerks am Fluß, das bald nach Kriegsende mit Hilfe von Marshallplangeldern modernisiert worden war. Die Turbinen wurden von Wasser gespeist, das in Verbindung mit einer flußaufwärts angelegten Wehranlage über einen ca. 300 m langen, sogenannten Obergraben zum Schacht geleitet wurde.

Trotz mehrerer, auch schriftlicher Proteste konnte der Betreiber der Anlage nicht verhindern, daß immer wieder dieser Obergraben in seiner gesamten Länge trockenfiel. Über 90 % des Bestandes dieser Strecke erstickten dann jämmerlich. Lediglich an einer tiefen Stelle am Schachtrechen hielten sich einige wenige Fische. Die Exemplare, die sich abtreiben ließen, gerieten über den Sog in die Turbine. Ein Blick in das betonierte



Oben: Der Obergraben und die Wupper am einstigen Gasthaus Sieper bei hohem Wasser. Die Steinbrücke verband die Orte Radevormwald und Bergisch-Born bzw. Lennep.

Rechts: 1957 in normalen Gummistiefeln mit anulkanisierten Beinschäften und Befestigungslaschen ... Schrader'sche Watstiefel erwiesen sich als eine Wohltat. – Die Regenbognerin nahm eine Fliege, obschon ihr Makkaroni-Nudeln noch zum Maul herausgingen.

gesetzt worden, die Berger Aache zu kanalisieren, die sauren Wiesen zu entwässern. Der Vorgang mußte nicht nur Konsequenzen für die Laichgebiete und Kinderstuben der Farios nach sich ziehen, sondern weit darüber hinaus für die gesamte Entwicklungsplanung im Tannheimer Tal.

Dies spielte sich zwar in Österreich ab, war jedoch eine Maßnahme, die in der Bundesrepublik gleicherart jederzeit vollzogen werden konnte. Es war dies ein Startschuß der Agrarpolitik und Agrarstrukturreform, die mit Begriffen wie Flurbereinigung, industrielle Agrarproduktion, Fließgewässerbegradigung, Entwässerung, Minimierung der Uferstreifen, ständiger Rückgang der Artenvielfalt – nur als Beispiele genannt – verbunden ist und auch ganz Deutschland erfaßt hat.

Daß davon im und am Wupperrevier wenig zu spüren war, fand seine Erklärung an einem Spätnachmittag im oder um das Jahr 1953. Es klingelte an der Haustür, ein Unbekannter fragte nach mir und wurde zum personalisierten Unheil, als er sagte:

„Es ist meine Aufgabe als Mitarbeiter des zuständigen Wasserverbandes, Ihnen mitzuteilen, daß hier demnächst eine Talsperre gebaut wird. Sie befinden sich mitten im Staubereich. Darauf sollten Sie sich ab sofort einstellen.“ Konkret war daraus zu schließen, daß ich „meine Strecke“ in Kürze nie mehr befischen konnte, respektive verlassen mußte. Und dies war individuell ein Unheil.

**F**ür die Gewässer in ihrer Gesamtheit war der Vorgang nicht weniger unheilvoll. Er machte bewußt, wie das Wasser der Quellen, Bäche, Flußläufe zunehmend mit der wirtschaftlichen Entwicklung die Eigenschaft eines Produktionsfaktors aus dem Bereich der natürlichen Ressourcen annahm. Produktionsfaktor für die Energiewirtschaft, die Industrie und das Gewerbe (inklusive der Versorgungsbetriebe).

Für die Wirtschaft kam es folglich darauf an, die Versorgung mit dem Faktor Wasser zu besten Konditionen zu organisieren. Man kann das den Beschaffungsmanagern so einfach nicht ankreiden. Lag doch – und liegt noch – das eigentliche Problem im ordnungspolitischen Niemandsland, was die ökonomische Nutzung des Wassers zu Lasten der Biotop-Eigenschaften angeht. Die Beispiele sind zahllos!

So aktiv und weitblickend die Brauchwasserversorgung gemanagt wurde, so zurückhaltend verhielten sich Industrie und Gewerbe bei der Abwasserentsorgung.

An der Wupperstrecke, um die es hier geht, traten ab 1957 immer wieder und häufiger bedrückende Bilder auf: Große Mengen Döbel kreisten an der Oberfläche des Wassers und schnappten nach Luft. Soweit Wasser-



stand und Uferböschung es zuließen, sprangen Fische, dem Erstickungstod nahe, sogar aufs Trockene – nur 'raus aus der Giftbrühe! Die Verluste waren enorm.

Ereignisse waren das, die von jedermann wahrgenommen werden konnten, die die Öffentlichkeit jedoch unberührt ließen, nach dem Motto: Das ist eben der Preis, den wir für unseren Wohlstand zahlen müssen.

Später änderte sich dies allerdings. Die örtliche Zeitung berichtete am 03.03.1964 davon, daß es zum 4. oder 5. großen Fischsterben gekommen sei. Zitat: „Das Zerstörungswerk ist nun vollkommen. Ungeklärt gehen noch sämtliche Abwässer in die Wupper.“ Die Selbstreinigungskraft des Flusses wurde mit den Abwässern nach Menge und Beschaffenheit nicht mehr fertig.

Die nächste Katastrophe, die nahezu flächendeckend auftrat, ließ nicht lange auf sich warten: die Schaumbildung auf den Fließgewässern. An exponierten Stellen der Flüsse türmten sich Schaumberge auf. Selbst an Bächen eher entlegener Regionen konnten größere Strecken mit der trockenen Fliege sowie mit Naßfliegen der Hakengröße 14 und kleiner nicht mehr befischt werden, weil sie im Schaum stecken blieben. Um „5 vor zwölf“ hat die Waschmittelindustrie dann ihre Rezepturen verändert und das Schlimmste verhindert.

Über die Verätzungen der Kiemen und der Haut der Rheinische durch Dünnensäure informierten zunächst die Rheinangler die Öffentlichkeit. Prompt wurde von Amts wegen vor dem Verzehr, d.h. der sinnvollen Verwendung des Fangs, gewarnt.

Schließlich fand man die „Lösung“ des Problems in der Verschiffung der Produktionsrückstände und ihrer Verklappung in der Nordsee. G. Berger nennt eine Größenordnung von 300.000 bis 400.000 Tonnen pro Jahr (vgl. „AFZ Fischwaid“, Ausgabe Mai 1971, S. 206). Über Details dieser schlimmsten Phase in der Entwicklung unserer Flußsysteme informiert die einschlägige Literatur umfassend.

Im Sommer 1973 stand ein Vater mit seinem damals 13-jährigen Sohn am rechten Rheinufer in Düsseldorf, um auf den Strom zu sehen und die Stelle, an der anno 1945 der Kriegsheimkehrer landete und zur zweiten Etappe seiner Heimfahrt startete. Das Wasser des Rheins würde ein Chemiker damals als eine übelriechende, dunkelwässrige Lösung von sehr geringer Sichtbarkeit bezeichnet haben. 1973 ...

Mit dem gerätetechnischen Fortschritt war also eine gewaltige Denaturierung der Fließgewässer einhergegangen – ohne nennenswerte Protestaktionen seitens der Anglerschaft ...

Doch damals wurden die Weichen für unsere Gegenwart gestellt. 1973 publizierte der Club of Rome seine Analyse „Die Grenzen des Wachstums“. 1974 wurde das Bundesumweltamt gegründet und die Umwelt zum allgemeinen Politikum. Nun erschienen aber nur weitere Akteure auf der Bühne des Geschehens, mit viel formallogischem Wissen und politischem Gespür, doch ohne ausreichende Sachkenntnisse.

Na, immer noch unterwegs? So richtig, mit 'ner Rute und in den ulkigen Gummistiefeln? Diese Frage wird mir seit gut 20 Jahren häufiger gestellt. Noch lautet die Antwort: „Zum Glück ja, nur mit eingeschränktem Aktionsradius.“

Bleibt es nicht bei diesem kurzen Wortwechsel, dann ist die erste Reaktion des Fragenden regelmäßig positiv: Daß man im Alter für die Freiluftsaison noch eine Betätigung hat, der man mit Interesse und Engagement nachgehen kann – was kann einem Besseres passieren? Alte Leute müssen in Bewegung bleiben!

Doch dann kommt meist noch die fürsorgliche Komponente: Muß denn ein Fliegenfischer nicht, zumal ein alter, auch mit Risiken bei der Bewegung im Gelände und beim Waten in Fließgewässern rechnen? Ist also die Fliegenfischerei überhaupt eine dem Alter adäquate Beschäftigung? Da gibt es doch risikolosere Altersunterhaltungen: Joggen, Nordic Walking, Wandern allein oder im Verein, Golfen, Radeln, Segeln, Surfen, Gärtnern etc.. Es gelte „offen zu sein für das Neue, das Unproblematische“, um in Würde zu altern ...

Als ob die Fliegenfischerei ein beliebig ersetzbares „Hobby“ wäre. Als ob ich in einer anderen Situation so fürchterlich fluchen könnte, wie wenn sich ein schöner Fisch kurz vor dem Fototermin aushakt!

In bester Absicht werden bei solchen Ratschlägen die vielen Risiken anderer Betätigungsfelder übersehen.

*schon länger unterwegs*

Findet man die seinem biologischen Alter adäquate Ausübung der Fliegenfischerei, so minimiert man das Risiko, der Gesellschaft zur Last zu fallen.

Was aber bringt einen Menschen dazu, sich für die Fliegenfischerei zu entscheiden und ihr jahrzehntelang, auch nach derben Rückschlägen, verbunden zu bleiben? Irgendetwas Greifbares muß es doch dafür geben.

„Da gibt es so viele unterschiedliche Antworten, wie es Fliegenfischer gibt“, sollte man nun lieber nicht sagen. Denn mancher Gesprächspartner moniert sofort, daß dies keine Antwort, sondern das Eingeständnis des Unvermögens ist, eine solche zu geben. Oder aber der Versuch, die Wahrheit zu unterdrücken, daß nämlich die Motivation für jede Art der Fischerei in Sadismus und der Lust am Töten – mit staatlicher und privater Lizenz – zu suchen ist ...

In solch einer Gesprächsphase kommt man einem Ergebnis nur näher, wenn man die eigene Motivation beschreibt, und zwar unter ausdrücklicher Betonung, daß jede andere Motivation – von seltenen Ausnahmen abgesehen – keinen Deut schlechter sein muß.

Was also hat mich über Jahrzehnte motiviert? Meine Antwort setzt sich aus einigen Fragen zusammen, auf die ich – um das gleich vorwegzunehmen – jedesmal mit einem klaren Nein antworten muß.

Hätte ich ohne die Fliegenfischerei die unterschiedlichsten Salmonidenbiotope kennengelernt? Hätte ich



1978 an der Pielach. – Foto: Matthias Mauer.



Im September an der schönen Pliva.

gelernt, sie zu beobachten und einen Teil ihrer Gleichgewichtsbedingungen zu erkennen? Und dies *live* zwischen Nordli – das liegt ein Stück hinter dem norwegischen Namsos an der Grenze zu Schweden – und Jajce in Bosnien-Herzegovina?

Hätte ich ohne die Suche nach Fliegenrevieren die stark frequentierten Rollbahnen verlassen und auf Nebenstraßen großartige Landschaften erlebt? Wäre es mir ohne die Verhandlungen über Angelkarten möglich gewesen, in engeren Kontakt zu den Menschen der jeweiligen Landschaft zu kommen und etwas von ihrer Lebensweise zu erfahren?

Hätte ich sonst im Jahr 1954 an der Tiroler Ache den Entschluß gefaßt, im nahen Salzburg nach Festspielkarten zu fragen? Und hätte ich ohne diesen Versuch die legendäre Jahrhundertinszenierung des Don Giovanni in der Felsenreitschule erlebt?

Wäre ich ohne die Aussicht, einen besonders interessanten Fluß befischen zu können, zu Anfang der 80er Jahre im slowenischen Kranjska Gora aus der Autokolonne nach Süden ausgeschart und durch eine der schönsten hochalpinen Szenarien an die Soca gefahren? Über einen Paß, vor dem – wie auf einigen Bergsteigerouten – eine Tafel „Nur für Geübte!“ warnen müßte ...

Hätte mich eine andere Lektüre als „Der Angelsport im Süßwasser“ auf den Spuren von K. Heintz in die Flußtäler der Pliva und des Janj nach Bosnien-Herzegovina geführt, ein Stück flußauf von Sipovo? Zu außerordentlich scheuen Forellen, an die man sich regelrecht anschleichen mußte, um sie zum Steigen zu bewegen ... Und auch zu überaus gastfreundlichen Menschen in einer nicht unproblematischen Dorfgemeinschaft.

Dennoch wäre ich nicht überrascht, wenn mich nun ein unbeeindruckter Gesprächspartner unterbrechen würde: „Schon gut. Ich gebe Ihnen 'mal einen Reiseka-

talog, damit Sie sehen, was Sie alles versäumt haben bei Ihrer Fischerei.“

Da muß ich dann einhaken, denn erstens wäre dieses Argument gegen jede andere Freizeitbeschäftigung gleichermaßen anzuwenden – außer auf Pauschalreisen ohne Rutenrohre. Zweitens beruht das Argument auf dem Mißverständnis, Fliegenfischer würden nicht auch radeln, surfen, schwimmen sowie kulturelle Interessen pflegen ... und pauschal auf Reisen gehen. Und drittens sind nahezu alle von aller Welt besuchten Reiseziele fliegenfischereifähig völlig uninteressant.

Per saldo sind einige (Zwischen-)Ergebnisse festzuhalten, und zwar auf den Ebenen Akteur, Aktivität als solche und deren gesellschaftliche Akzeptanz.

1. Die Zuwendung zur Fliegenfischerei ist eine höchstpersönliche und legitime Entscheidung, die keiner weiteren Motivforschung bedarf, noch weniger öffentlicher Rechtfertigung.

2. Die Fliegenfischerei birgt, betrieben nach den vorgegebenen Regeln und bewährten Traditionen (widerhakenloses Fischen), in Bezug auf den Umwelt-, Natur-, Arten- und Tierschutz keinesfalls gravierend größere Probleme als andere Freizeitaktivitäten – wenn man genauer hinschaut. Wenn.

3. Unter unseren europäischen Nachbarn wird man ein Land suchen müssen, in dem die Fliegenfischerei, aufs Ganze gesehen, so unbekannt ist wie in Deutschland. Und ist sie nicht länger zu ignorieren, dann wird sie leichthin als „Anachronismus“ abgetan.

Mir ist durchaus bewußt, daß ich mich – bei einem eingeschränkten Aktionsradius – als tief naturverwurzelter Fliegenfischer mental in längst vergangenen Zeiten bewege und aus der Realität einer Gegenwart flüchte, in der ich an denaturierten Fließgewässern mit einem Überbesatz an Zuchtfischen in Kontakt komme.

Doch wem wäre genützt, wenn ich dem Wasser fernbliebe? Immer noch unterwegs bin ich aber zu einem Gutteil auch wegen jener sprichwörtlichen, in der Erfolgsfolge über viele Generationen erworbenen Dickköpfigkeit eines Bergischen. Punktum.

Nur um so schöner, daß man bei den Gewässern inzwischen auch auf erfreuliche Ausnahmen trifft. In meinem Erfahrungsbereich wurden zwar die *Thymallus*-Bestände von den Kormoranen bis auf dauerhaft nicht reproduktionsfähige Reste hingemeuchelt, bei den *Farios* zeigen sich jedoch Ansätze für eine positive Entwicklung. Drei Maßnahmen wirken allmählich:

1. Die klare Verbesserung der Wassergüte.
2. Renaturierungsmaßnahmen, welche die schlimmsten Auswüchse der Kanalisierung der Fließgewässer rückgängig machen.
3. Die Umsetzung der von den Fachbiologen längst geforderten Biotopvernetzung in einer Industrielandschaft auch bei den Gewässern.

Ohne daß ich meine Skepsis gegenüber der allgemeinen Entwicklung unserer Fließgewässer aufgeben:

An der Wupper hat sich die Situation ganz entscheidend gebessert. Im Jahr 1992 wurde ihr im Stadtgebiet von Wuppertal wieder die Gewässergüteklasse II bis III zugeordnet und heute hat sie – bis in den öfter kritisch belasteten Teil bei Burg und Leichlingen – wieder einen guten Mischbestand an Weißfischen, Barben sowie Bach- und Regenbogenforellen. Weiter flußab nimmt ihre Belastung ohnedies wieder ab. Und seit 1993 befindet sich die Wupper sogar im „Wanderfischprogramm“.

Ein Lichtblick auch, daß an einigen traditionellen Äschenrevieren der Aufbau neuer Bestände sorgsam geplant und in Angriff genommen wird.